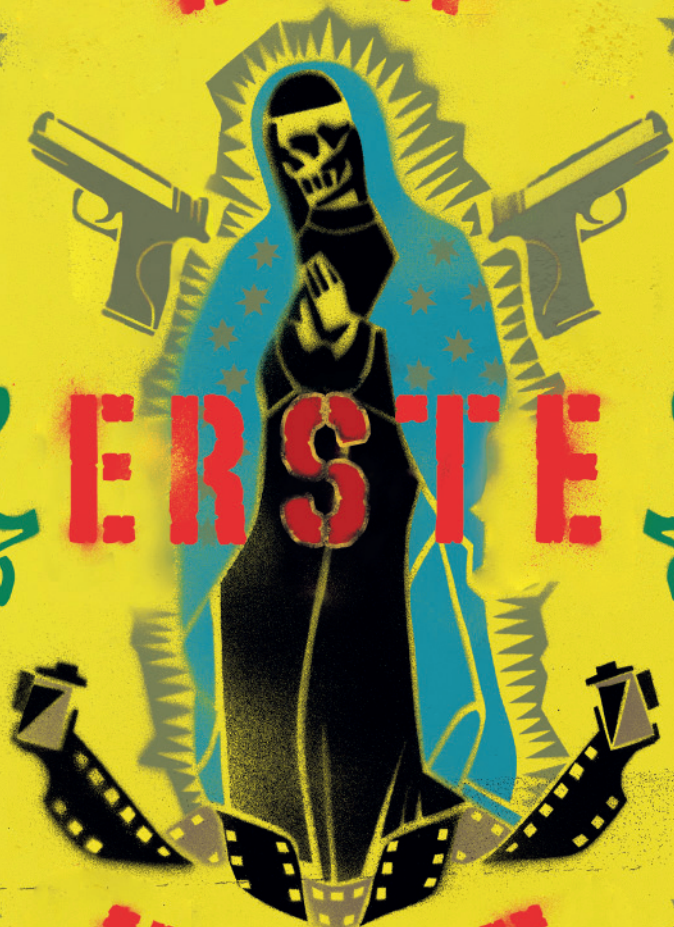


TIM * MAC GABHANN

DER



ERSTE

TOTE

THRILLER
SCHKAMP

Tim MacGabhann

DER ERSTE TOTE

Thriller

Aus dem Englischen von
Conny Lösch

Herausgegeben von
Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
Call Him Mine
bei Weidenfeld & Nicolson, an imprint of
The Orion Publishing Group Ltd, London.

Erste Auflage 2020
suhrkamp taschenbuch 5104
Deutsche Erstausgabe
© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2020
Copyright © Tim MacGabhann 2019
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München,
nach einem Entwurf von Estuary English/Orion Books
Druck und Bindung: C.H.Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47104-3

Niemand hatte uns gebeten nachzusehen, und seitdem ist kein Tag vergangen, an dem ich nicht wünschte, wir wären einfach weitergefahren.

»Nur eine Sekunde«, hatte Carlos hinter mir gesagt, sich neben den Toten gehockt, den wir entdeckt hatten. Der Auslöser seiner Kamera klickte so rasch hintereinander, dass man es in der feuchten Dunkelheit kurz vor der Morgendämmerung auch für zirpende Grillen hätte halten können.

»Komm schon, Mann, eine Sekunde sind bei dir zehn Minuten«, sagte ich gähnend und putzte meine Brille mit einem Zipfel meines Hemds. Nach vier Tagen im Jeep und in vollklimatisierten Hotelzimmern klang meine Stimme heiser, meine Kehle fühlte sich an wie eine mit Glasscherben gefüllte Socke.

Carlos lachte und sagte: »Kann sein.«

Bevor wir den Toten gefunden hatten, hätte ich niemals gedacht, mich später überhaupt noch mal an Poza Rica zu erinnern. Wir hatten gedacht, es würde um eine stinknormale Story gehen, einen ganz gewöhnlichen Artikel. »*Warten auf den schwarzen Goldrausch*« lautete die vorläufige Überschrift – ein Porträt von Poza Rica, der heruntergekommenen Erdölmetropole in Veracruz, im Osten Mexikos, »*eine Stadt*«, hatte ich geschrieben, »*die wie scheintot verharnt und auf ausländische Investitionen wartet, um aus den fünfzehn Milliarden Barrel Rohöl der Region Kapital zu schlagen – und in ihrem früheren Glanz zu erstrahlen.*«

Wir hatten gedacht, wir würden vier Tage lang Interviews führen, dann wären wir wieder zu Hause, würden Text und Fotos zu einer jener freudlosen, aber gutbezahlten Reportagen

zusammenstellen, von denen alle Freiberufler träumen, bis sie tatsächlich einen solchen Auftrag bekommen.

Aber okay, nach den acht Jahren, die ich nun schon in Mexiko lebte, hätte ich wissen müssen, dass es so etwas wie einen stinknormalen Artikel hier gar nicht gibt.

Ob in Iguala oder Reynosa, Manzanillo oder Apatzingán, in allen armen Städten findet man dieselben verrammelten Ladengeschäfte und abgewrackten Kfz-Werkstätten, dieselben blauen Logos der Anonymen Alkoholiker und die mit Blut gesprayten Tags der Straßengangs.

Auch dieselben Altäre an Taxiständen, dem heiligen Judas und der Jungfrau von Guadalupe gewidmet, dieselben verblichenen Wandgemälde aus der Zeit der Revolution, dieselben Plazas, Musikpavillons und Büsten toter Berühmtheiten.

An jedem Laternenmast und in jedem Schaufenster hängen dieselben »Vermissten«-Plakate, dieselben kaputten Abflussrohre verbreiten denselben Blut- und Schwefel-Gestank.

Aber nachdem wir den Toten entdeckt hatten, war nichts mehr so wie vorher.

Zehn Minuten zuvor hatten wir die Heimfahrt Richtung Mexico City angetreten, im Radio liefen Boleros. Hin und wieder machten wir Halt, um Bohrtürme für unseren Artikel zu fotografieren: Im Mittelkreis eines verdorrten Fußballplatzes, auf einem kostenpflichtigen Parkplatz, am Ende einer kleinen Seitenstraße zwischen dem Best Western Hotel und der Banco Azteca.

Kurz vor fünf Uhr morgens fuhren wir also gerade die Hauptstraße hinunter, niemand war auf dem Weg zur Arbeit, niemand ging von der Spätschicht nach Hause, in den dunklen Ecken unter der großen Überführung lag der Müll vom Markt des Vortags. Wir kamen an einer auf und ab schwenkenden Tiefpumpe am Ende eines Sträßchens zwischen einem hellerleuch-

teten Oxxo-Supermarkt und einer geschlossenen Bar vorbei, als Carlos sagte: »Ach, du Scheiße, halt an, *vato*.«

»Was?«, fragte ich, parkte oben an der Ecke, als Carlos bereits zu einer auf dem Boden liegenden Person rannte.

Erst wollte ich ihm nachrufen, es sei bestimmt nur ein Besoffener, aber dann stieg ich aus dem Jeep und sah den Mann, dessen Arme und Beine in einer Haltung ausgestreckt lagen, die kein betrunkenener Schläfer je freiwillig einnehmen würde. Ich blieb stehen, außer Atem, oben an der Straße, mein Herzschlag bebte in meiner Kehle und meine Fingerknöchel traten weiß hervor, als ich die Tür des Jeeps viel zu fest umklammerte und ein leichter, feuchtkalter Regen auf mich niederfiel.

Ich hatte kein Problem mit Leichen. Sie erzählen alle nichts, ob sie nun verkohlt in einem ausgebrannten Wagen sitzen, gefesselt am Strand liegen oder grünlich verfärbt und seifig aus Massengräbern lugen. Aber der arme Kerl, der da neben der Tiefpumpe unter der Straßenlaterne lag, war anders als alle anderen Leichen, die ich je gesehen hatte. Seine gefälschten Levi's und die weiße Unterhose waren heruntergezogen, so dass ein Büschel Schamhaare um ein blutiges Loch herum zum Vorschein kam, sein Schwanz und die Eier, geschält wie Trauben, lagen auf seinen mehrfach gebrochenen Händen. Seine billige Lederjacke war offen, darunter trug er ein Polohemd, das keinesfalls fabrikmäßig rot gewesen war und dessen Färbung einen zuckrigen Metzgersgeruch verströmte, der den 7-Eleven-Kaffee, den ich im Jeep getrunken hatte, beinahe wieder in meinen Mund zurückbefördert hätte.

»Kotz hier bloß nicht rum, *vato*«, sagte Carlos und lachte, als er mich spucken hörte. »Du ruinierst mir noch mein Bild.«

»Genau, weil's nämlich so ein schöner Anblick ist«, sagte ich und zündete mir eine Zigarette an, um den Gestank zu überdecken, während die Pumpe im Hintergrund scheppte.

Wer behauptet, der Tod habe einen eigenen Geruch, irrt sich: Er hat Dutzende, und ich kenne nur ein paar davon. Bei den Morden am Strand von Acapulco, über die Carlos und ich einige Jahre zuvor berichtet hatten, waren die Täter auf Jet-Skis herangerast, man hatte den Blutgeruch nicht von dem des trockenen Blasentangs unterscheiden können. Bei dem großen Lagerhausmassaker in Tlatlaya, über das wir Mitte 2014 berichtet hatten, rochen die von Kugeln zersiebten Eingeweide vor allem nach Weizen. Die in Tacxo entdeckten Massengräber stanken dagegen durchdringend und pilzartig nach Buttersäure, so dass ich danach nie wieder Appetit auf Roquefort hatte.

Selbst aus der Entfernung konnte ich erkennen, was dem Jungen angetan worden war. Das Blut auf seinem Hemd stammte nicht von der Einschusswunde: Am Hals bildeten Blutergüsse eine Art Kragen, der ihm die Luft abgeschnürt hatte, aber weder auf der Brust noch im Gesicht befanden sich sichtbare Verletzungen. Tatsächlich hatte er gar kein Gesicht mehr. Und daher kam auch das viele Blut: Sein Gesicht war abgeschnitten, seine Augen ausgequetscht, übrig war nur eine feuchte, rote, mit Dreck und Schottersteinchen gesprenkelte Maske, die Zähne waren schwarz. Ein Stanley-Messer vermutete ich: Gezackte Ränder säumten die Wunde rechts vom Kinn. Anhand der zersetzten Haut auf der linken Seite konnte ich feststellen, dass die Täter nicht weitergeschnitten, sondern den Rest seines Gesichts mit den Händen abgerissen hatten.

Eine Ameise krabbelte über den Steg aus Knochen und Knorpel, wo einst die Nase war. In meinem Magen brodelte es wie in einem Vulkan. Carlos beugte sich vor, blies die Ameise weg, dann nahm er wieder den Deckel vom Kameraobjektiv.

»Halt auf der Straße Ausschau«, sagte Carlos sanft und kehrte mir den Rücken zu.

Eigentlich wollte ich sagen: *Wenn du dich nicht beeilst, kotze ich hier alles voll.*

Tatsächlich aber sagte ich: »Okay« und schluckte den sauren Geschmack im Mund herunter.

»Alles gut, *vato*«, sagte Carlos zu dem Toten, als er sich mit der Hand neben den verklebten blutigen Haaren des jungen Mannes abstützte, hinkniete und wie im Gebet dabei leise murmelte: »Es ist vorbei.«

Carlos hatte immer behauptet, wenn jemand ermordet wurde, würde sein Geist noch eine Weile am Tatort verweilen. Die Jesuiten auf der Highschool in Juárez hatten ihm das angeblich beigebracht. Und dass die Seele, weil sie gewaltsam aus dem Körper vertrieben wurde, zu verängstigt sei, zu erschrocken, um ins Nirgendwo davonzuschweben.

»Hab keine Angst«, sagte er zu dem gesichtslosen Jungen, nahm einen langen Zug von seiner Zigarette und blies den Qualm wie Weihrauch auf einer Beerdigung über den Toten. »Lass dich nicht von uns aufhalten.« Er hob die Kamera, um weiter Fotos zu machen. Der Blitz war weiß wie Kerzenlicht.

»Dauert keine Minute mehr.«

»Vor einer Minute hieß es noch ›eine Sekunde‹«, sagte ich.

»Entspann dich«, sagte Carlos. Ich konnte nicht feststellen, ob er mit mir oder dem jungen Mann redete.

»Wir waren schon auf der Heimfahrt«, sagte ich. »Ich kann nicht fassen, was du da machst.«

»Entspann dich«, sagte Carlos noch einmal. »Wir kommen doch auf unsere Kosten, oder nicht?«

Die Straße weiter oben war tot wie der Mond. Nicht einmal mehr die schmalgesichtigen Teenager mit ihren brandneuen Basecaps und den ihrem Aussehen nach raumfahrttauglichen Sneakern standen noch bewaffnet mit Smartphones und Pistolen in den Taschen ihrer Kapuzenjacken an den Straßenecken. In den ganzen vier Tagen, die wir in Poza Rica verbracht hatten, waren sie überall gewesen: hatten in den Seitenstraßen her-

umgelungert, an Marktständen aufgepasst oder sogar den Cops draußen vor den Wohnhäusern in den ärmeren Vierteln Tipps gegeben.

Aber jetzt? Niemand. Nur die glanzlosen und heruntergekommenen Gebäude an der Hauptstraße, nur die von Benzinabgasen grauen Straßenlaternen.

»Komm schon, Mann«, sagte ich und sah einem verletzten Hund hinterher, der auf seinen drei gesunden Beinen vorbeihinkte. »Wie viele Bilder brauchst du?«

»Halt einfach mal kurz die Augen offen, ja?« Seine Stiefel knirschten, als er seine Position veränderte, um den richtigen Winkel zu erwischen.

Man kann sein Leben damit verbringen, auf andere aufzupassen. Die gesamte Oberschule hindurch, damals noch in Irland, war ich immer derjenige gewesen, der bei Schlägereien auf dem Schulhof nach den Lehrern Ausschau halten, das Gras und die Ecstasy-Vorräte der anderen bei sich zu Hause aufbewahren oder den Alkohol verstecken musste, den die anderen aus den Barschränken der Eltern geklaut hatten. Und jetzt stand ich Schmiere, während mein Freund Fotos machte, die er eigentlich lieber nicht machen sollte.

»Passt du auf?«, fragte Carlos hinter mir. »Ich bin fast fertig.«

Angefangen in den roten Bergen von Michoacán bis zu den zwielichtigen Nachtclubs der Zetas in Coatzacoalcos, von den Massengräbern in den grasbewachsenen Hügeln von Cocula bis zu den Lagerhäusern von Huejutla, wo Ratten und Feuchtigkeit an den noch ungewaschenen Geldbündeln des Golfkartells nagten, vom strahlend blauen Himmel und den unbefestigten Straßen in den Tarahumara-Bergen bis hierher, bis heute, bis zu dieser Seitenstraße voller Scherben und getrocknetem Blut in Poza Rica, Veracruz – an jedem dieser Orte hatte ich auf Carlos aufgepasst, während er seine Fotos machte, und ich hatte es nie vermasselt, nicht ein einziges Mal.

»Alter«, sagte ich und schaute über meine Schulter nach Carlos, der sich zu dem Gesicht runterbeugte, das keines mehr war.

Carlos schob seine Hand in die Jacke des Toten, suchte nach der Innentasche.

»Du hinterlässt noch überall Fingerabdrücke«, sagte ich.

»Na klar, weil die Spurensicherung hier auch so super akribisch arbeitet«, sagte Carlos, der bereits die Brieftasche des jungen Mannes aufgeklappt in Händen hielt.

»Ich glaub's nicht«, sagte ich, obwohl das natürlich gelogen war.

Carlos zog einen Studentenausweis der Universidad Veracruzana hinter Rabattkarten von Cinépolis und KFC hervor, dann machte er ein Foto davon. Name: Julián Gallardo. Geburtsdatum: Oktober 1996.

»Mire, güey«, sagte Carlos, schob den Ausweis wieder in die Brieftasche und diese zurück in Juliáns Innentasche. »Nichts für ungut.«

Irgendwo weiter hinten, wo ich den Hund außer Sichtweite hatte humpeln sehen, kreischten jetzt Reifen auf.

»Du hast nicht aufgepasst.« Carlos legte seine Kamera auf den Boden.

Kies knirschte. Eine Sirene spaltete meinen Schädel. Dann wurden wir auch schon vom Licht der Polizeischeinwerfer überflutet, rotes, blaues und weißes Halogenlicht, Türen schlugen laut zu, als zwei Weiße aus einem Pickup der Guardia Civil stiegen, während ein dritter ein festmontiertes AR-15-Sturmge-
wehr auf uns richtete.

»Runter«, sagte ein Polizist in ängstlichem Flüsterton.

»Ich kann nicht fassen, dass du das verkackt hast«, sagte Carlos.

»Klar, Mann, wie du meinst«, sagte ich zu Carlos und ging auf die Knie, legte die Hände hinter den Kopf, hielt meinen la-

minierten Presseausweis an einem Band fest ums Handgelenk gewickelt hoch.

Der erste Cop trat vor, der zweite gab ihm von hinten Deckung, Licht glänzte auf den Spiralen des Telefonkabels, mit dem seine Waffe gesichert war.

Wir knieten im grellweißen Licht, die Hände hinter den Köpfen verschränkt, Scherben schnitten durch unsere Jeans in die Knie, und die Umrisse der Polizisten wurden bedrohlich größer, ihre Schritte kamen näher.

2

Die beiden Cops traten aus dem Licht und direkt vor uns. Der erste, der uns erreichte, riss mir den Ausweis aus der Hand, während der auf der Ladefläche des Pickups sein Gewehr die Straße rauf und runter schwenkte. Man konnte immer noch die Ölpumpe rattern hören und auch die traurigen Melodien, die aus dem Radio meines Jeeps in die Dunkelheit sickerten.

»Das ist ein Tatort«, sagte der erste Cop.

Meine Haut war keine schützende Hülle mehr, nur noch ein heißes, zittriges Kribbeln.

»Wir dachten, er lebt noch«, behauptete ich.

Der Cop sah Julián an, dann wieder mich.

Scheiße drückte heiß von innen an mein Arschloch.

»Bis wir näher rangekommen waren«, ergänzte ich.

Der Cop sagte nichts, machte nur eine Bewegung mit dem Kinn Richtung Carlos.

»Hast du Fotos gemacht?«, fragte er.

»Wollte ich gerade«, sagte Carlos. »Tut mir leid.«

Der erste Cop schlug Carlos mit dem Griff seiner Pistole ans Kinn und sagte: »Du dämliches Arschloch. Wegen dir werden wir noch alle ermordet.«

Das Wort *Hilfe* stieß an meinen Gaumen und verklang ungehört. Carlos schrie nicht mal auf, fiel einfach nur um, gefügig wie eine geschlachtete Kuh. Der zweite Cop hielt den Lauf seiner Waffe auf ihn gerichtet.

»Hol dir seinen Ausweis«, sagte der erste Cop zum zweiten.

In Momenten wie diesem ist dir alles egal. Dein Kopf ist so rückstandslos leer wie ein ausgekipptes Goldfischglas. Nichts, von dem du dachtest, dass es von Bedeutung sei, spielt mehr eine

Rolle, nicht deine Kaffee-Fahne, nicht dein Kopfschmerz, auch nicht, ob du dir in die Hose schießt, nicht einmal die Erinnerung an die Menschen, die du nie wiedersehen wirst. Du bestehst nur noch aus dem Asphaltgeruch in deiner Nase und dem Schotter und den Scherben unter deinen Händen.

Der Cop stand über mich gebeugt und sagte: »Wollt ihr enden wie der Junge da?«

»Nein«, sagte ich und blies mit meinem Atem Schottersteinchen weg.

»Ich auch nicht«, sagte Carlos.

Der Cop hockte sich neben mich. »Wisst ihr, wem diese Stadt gehört?«

»Wir machen eine Reportage über Öl«, sagte ich. »Nur Zahlen. Nichts über Kriminalität. Auf der Heimfahrt haben wir den Mann da liegen sehen und angehalten, wollten nachschauen, was los ist.« Ich sog Luft ein, die nach Straße schmeckte. »Mehr nicht.«

Der erste Cop presste seine Finger an die Stirn. »Hört zu, ich sag's noch mal. Wisst ihr, wem diese Stadt gehört?«

»Ich glaube, das wissen die nicht«, sagte der zweite Cop. Seine Stimme war hoch, nasal, die Stimme eines Anfängers. »Sonst wären sie nicht hier.«

Der erste Cop sah mich an, dann Carlos, dann den Anfänger.

»Lass uns von hier verschwinden, ganz im Ernst«, sagte der Anfänger, jetzt mit flehender Stimme.

Der erste Cop senkte den Blick zu Boden, nickte, dann steckte er seine Waffe ins Holster.

»Heute habt ihr Glück«, sagte er, die Hände auf die Hüften gestemmt, und schüttelte den Kopf.

Carlos, der ein Stück von mir entfernt auf der Straße lag, zwinkerte mir zu. Sein Kiefer war rot, verfärbte sich allmählich dunkel und zimtfarben, und an seiner Lippe hing ein dunkler

Faden Blut. Unter meiner Zunge stieg Salzgeschmack auf; unter seiner vielleicht auch. Der zweite Cop sagte: »Tut mir leid wegen deinem Kinn.«

Der erste Cop machte eine Kopfbewegung in Richtung unseres Jeeps und sagte: »Worauf wartet ihr? Los, los.«

Carlos klopfte sich den Dreck von der Jeans und mir auf die Schulter.

»Komm schon.«

Der zweite Cop hustete, und augenblicklich lag Kotzegerank in der Luft.

»Wo holen die bloß diese jungen Typen her?«, fragte Carlos, den Arm um mich gelegt.

»Zehn Jahre dauert dieser scheiß Drogenkrieg jetzt schon.« Ich hielt meinen Presseausweis so hoch, dass ihn auch der dritte Cop hinten auf dem Pickup sehen konnte. »Von den richtig harten Jungs sind nicht mehr viele übrig.«

»Daran muss es wohl liegen«, sagte Carlos und schaute nochmal über seine Schulter zu dem Toten in der hellerleuchteten Seitenstraße zurück. »Trotzdem, armer Kerl. Ich frage mich, wo die ihn hinbringen.«

Der Cop, der Carlos geschlagen hatte, zerrte Julián Gallardo an den Schultern zum Pickup. Der mit mir geredet hatte, nuschelte jetzt in ein Funkgerät. Mit einer Hand hielt er einen von Juliáns Füßen fest, der andere schleifte über den Boden.

»Da, wo sie alle landen«, sagte ich und drehte den Schlüssel im Zündschloss.

Die Cops warfen Julián auf die Ladefläche des Pickups, er knallte auf den harten Stahl, Arme und Beine über Kreuz, der Cop mit dem Funkgerät verwischte die Spuren im Schotter und Dreck.

»Ja«, sagte Carlos. »Im Nirgendwo.«